



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Skizzen aus der Moldau. 2. : Klöster und Geistlichkeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Volkes und gehorcht jetzt nur der Phantasie, aber der disciplinirten Phantasie des Einzelnen und weiß auch mit dieser Freiheit des individuellen Schaffens, sich die Neigung der Nation zu erhalten und stets mehr zu gewinnen.

Ganz anders der griechische Roman. Er hat nie jenes Kindesalter gekannt, in welchem er die Kraft für ein langes Leben hätte sammeln können. Aus der Stirn eines neuigkeitslustigen Sophisten sprang er fertig hervor, taumelte eine Zeitlang in den Irrgängen einer künstlich erhitzten Gelehrtenphantasie herum, redete in geschwägigen pretiösen Worten von alten bekannten Dingen, setzte einiges Neue und Richtige hinzu und verschwand. Verschwand, weil er aus dem „Schatten“ der Schule nicht den Weg zum „Lichte“ des Nationallebens finden konnte. Von Sophisten für sophistisch Gebildete geschrieben verlangte er nichts von der Nation und gab ihr auch nichts. Den ästhetischen Genuß, den er verspricht, gewährt er nicht. Eine culturgeschichtliche Ausbeute gibt er nicht, weil er das nothwendigste Correlat aller Culturgeschichte, das Volk, mit Gleichgiltigkeit behandelt. Nur wer die griechische Sprache aus linguistischen Gründen bis in ihre letzten Stadien verfolgt und die griechische Poesie aus dem Gesichtspunkte der Literaturgeschichte studirt, wird in diesen Romanen einige Belehrung finden. —

Skizzen aus der Moldau.

2.

Klöster und Geistlichkeit.

Es gibt mehre sehr bedeutende Frauenklöster in den Donauländern; — sie liegen größtentheils am Abhange der Karpathen und gleichen sich in Betreff der Lebensweise der Nonnen und der inneren Einrichtung so vollkommen, daß wir am besten thun, ohne Weiteres einen Ausflug in eins derselben wiederzugeben.

Alle Ideen von verwitterten Ringmauern muß man bei einer solchen Gelegenheit daheimlassen; rollt der Reisende seinem Ziele nach, dem Gebirge zu, so sieht er von frischen Wiesen und Wald umgeben eine sich weit ausdehnende Ansiedlung vor sich liegen. Ohne Symmetrie stehen Häuser und Häuschen zerstreut umher, von alten Bäumen beschattet, einzelne haben sich bis hinauf an den Saum des Waldes verirrt, und die Fenster blitzen wie Gold in den Strahlen der Abendsonne. Statetenzäune von verschiedenen Formen trennen die Gärten voneinander; alles ist sauber und zierlich gehalten, und macht den Eindruck des geregelten Zusammenlebens einer zahlreichen, friedlichen

Colonie. In der Mitte des Ganzen erhebt eine Kirche ihre wunderbarlich buntbemalten Kuppeln, und das Läuten der Glocken tönt in einzelnen, hellen Schlägen herüber.

Das ist nun ein Kloster. Aber der Reisende ist noch nicht fertig mit seinen Ueberraschungen. Noch in einiger Entfernung von den Häusern steht er mehre Damen lustwandeln. Sie tragen eine sonderbare Tracht: über ihre Kleider von verschiedenfarbiger halbdunkler Seide oder Wolle ist eine Art von langer Mantille von grobem braunen Tuch mit sehr weiten Aermeln geworfen, die dem Aufzuge etwas Nonnenartiges geben würde, wenn nicht Spizemanschetten und gestickte Krägelschen gefällig über das düstere Gewand geschlagen wären. Buntseidne Tücherchen schützen den Hals vor der Abendkühle. Auf dem Kopf tragen sie niedrige, schwarze Filzkappen, die ihnen sehr gut stehen, besonders den jungen und hübschen Frauen, wenn sich das à l'enfant geschnittene Haar nach Innen gekräuselt darunter hervorbrängt. Die Damen rauchen fast durchgehends jene zierlichen Papiercigarren, die man in der Molbau so gut zu drehen weiß, und blasen unter Scherzen und Lachen die leichten Tabakswölkchen dem heitern Abendhimmel zu.

Diese Damen sind Nonnen, belehrt man den Reisenden.

Dies Mal ist er schon weniger überrascht. Wo ein Klostergebäude mit seinen mittelalterlichen Thürmen fehlt, da kann auch kein Sprachzimmer existiren. Und die Stelle der Schwester Pförtnerin muß folgerecht der liebe Gott selbst einnehmen. Aber ganz fertig ist der Fremde doch noch nicht mit seiner Bewunderung. Hat er das Glück, von einem Einheimischen begleitet zu sein, der Bekannte oder gar Verwandte im Kloster besitzt, so wird der Wagen bald umringt. Die Nonnen hüpfen und klatschen in die Hände bei dem Wiedersehen mit dem guten Freunde, und es entsteht ein Lauffeuer von Fragen und Antworten, bei dem einem Sehen und Hören vergeht. Dann wird der neue Ankömmling den frommen Frauen vorgestellt, und der Zug setzt sich zu Fuß in Bewegung, um seinen Einzug im Kloster zu halten. In der Nähe sehen die Häuschen mit ihren Colonnaden im verjüngten Maßstabe wo möglich noch freundlicher aus, als aus der Ferne; überall herrscht die peinlichste Reinlichkeit; Balkons und Treppen sind blank gewischt: Blumen stehn an allen Fenstern, es ist ein sehr lieblicher Anblick. Die wohlhabendste unter den Nonnen, die eine „Zelle“ von etwa drei bis vier Zimmern besitzt, ladet die Gesellschaft zu sich ein, und man tritt ins Haus. Von Todtenköpfen und dergleichen an die Hinfälligkeit der menschlichen Natur erinnernden Gegenständen ist nirgend was zu sehn, es kommt einem vor, als trete man in den Salon einer Weltbame. Kanapés von verschiedenen der Mode angepaßten Formen stehen an den Wänden; weich gepolsterte Lehnstühle beweisen, daß unbequemes Sitzen nicht zur Ordensregel gehört, reiche Vorhänge an goldenen Stäben

gewähren dem Tageslicht grade nur so viel Einlaß, als man braucht. Runde, ovale und viereckige Tische mit Uhren, Porzellanfiguren, Tabaksbüchsen, hin und wieder auch mit einem aufgeschlagenen Roman, geben den Räumen etwas sehr Wohnliches, und wenn die eigenthümlichen Filzkappen der Damen nicht daran erinnerten, nie könnte es einem einfallen, man sei in einem Kloster.

Raum sind die Gäste über die Schwelle getreten, so empfängt sie eine Laienschwester mit einem großen Präsentirteller und bietet ihnen eingemachtes Obst und Wasser in geschliffenem Krystall zur Erquickung an. Diese Sitte ist in den rumänischen Ländern ganz allgemein; die Güte der Confitüren, die man in einem Hause genießt, dient daher gleichsam als Barometer der Tüchtigkeit der Hausfrau, und in keinem Lande ist die Mannigfaltigkeit der dargereichten Süßigkeiten größer; sogar Blumen werden in Zucker gekocht, und Bericht-erstatte hat selbst mit Vergnügen Rosen, Veilchen, Nenuphar und Lindenblüten gegessen. Die Laienschwester macht die Runde mit ihrem Plateau und verbeugt sich tief, indem sie ihre Erfrischungen anbietet. Darauf wird türkischer Kaffee gereicht, die Gäste rauchen ihre Pfeifen oder Cigarren an und lassen sich häuslich nieder, bis das Nachtmahl aufgetragen wird. Dieses erscheint nicht etwa auf irdenen Schalen, sondern auf feinem Porzellan, mit obligater Begleitung von silbernen Gabeln und Messern, und von den Wurzeln, mit denen sich in alten Zeiten die Anachoreten den Magen verdorben haben sollen, sind nur die civilisirten Nachkommen in Gestalt von Spargeln und Artischocken zu sehen. Die ungebundenste Fröhlichkeit herrscht in dem Kreise, nur für die Herren ist gedeckt, die Nonnen stehen und sitzen umher, bedienen ihre Gäste scherzend, wenn die Laienschwestern grade abwesend sind, und bekommen auch wol hier und da ein Stückchen Kuchen, einen Hühnerflügel oder ein Glas Wein. Für die Nacht wird man auf eine dem Ganzen entsprechende Weise untergebracht und zieht endlich wieder ab mit dem Gedanken: es ist doch ein herrliches, fröhliches Leben in so einem moldauischen Frauenkloster!

Gibt man sich aber die Mühe, etwas tiefer einzubringen in die exceptionelle Existenz dieser Frauen, so stößt man auf Bilder, deren tiefer, tiefer Schatten alle Lichteffecte des oben geschilderten fröhlichen Lebens verdunkelt. Wenn man von den Nonnen spricht, so darf man sie vor allen Dingen nicht sammt und sonders über einen Leisten schlagen. Sie zerfallen in drei leicht zu unterscheidende Kategorien. Zu der ersten sind, ohne Unterschied des Standes, in welchem sie geboren, alle diejenigen zu rechnen, die aus innerem Drang und Beruf den Schleier genommen. Ihre Zahl mag klein sein, und verschwindet in der That bei einem flüchtigen Besuch unter 6 bis 800 Nonnen der größeren Klöster, aber eine solche Kategorie existirt dennoch, wir kennen persönlich achtungswerthe Frauen, die dazu gehören und, ohne Miß-

brauch zu treiben mit der ihnen gestatteten Freiheit, in stiller Demuth und strenger Ausübung ihrer Pflichten, dem Alter entgegenleben. Zu der zweiten Kategorie gehören alle die Frauen und Mädchen aus den untersten Schichten der Gesellschaft, die ins Kloster gehen, weil ihnen das Leben zu Hause zu hart vorkommt, das Kloster besitzt Güter, die bedeutende Einkünfte abwerfen, und unterstützt sie mit Kukuruzmehl und Brennholz; sie spinnen und weben in ihren Zellen und verkaufen dann die Frucht ihres Fleißes in der Umgegend. Es ist ein kümmerliches Leben, das sie führen; von ascetischen Träumereien ist natürlich keine Rede; sogar die Religion versinkt ihnen, die vollkommen unwissend sind, fast ganz in den Schlamm des Aberglaubens; es ist die Existenz des Tagelöhners mit dem einzigen Unterschiede, daß die Nonne auch die Hände in den Schoß legen kann, wenn sie keine Lust zum Arbeiten hat, vor dem absoluten Hungertode ist sie gesichert. Zu der dritten Classe haben wir vorzugsweise den Leser geführt, weil sie es ist, mit der der Fremde ausschließlich in Berührung kommt, wenn seine Neugier ihn in ein Kloster treibt. Er hat nach einem vergnügten Abend die Frauen verlassen mit dem Gedanken, es sei doch ein herrliches, fröhliches Leben in so einem Kloster, und doch ist diese Existenz ein namenloses Elend. Diese dritte Kategorie besteht fast durchgehends aus Töchtern der höheren Stände; die Zahl dieser sogenannten Nonnen wird hoffentlich keine neue Generation mehr in sich aufnehmen; denn die Art und Weise, wie sie ins Kloster gekommen, ist dem Geiste der Gegenwart bergestalt zuwider, daß eine Einkleidung unter ähnlichen Verhältnissen zur Unmöglichkeit wird. Familien, die viele Töchter hatten, oder deren Vermögen nicht groß genug war, um auch die Zukunft der Söhne zu sichern, brachten ihre Mädchen im Alter von 10—12 Jahren in die Nonnenklöster. Das klingt ganz einfach, folgt man aber der Sache in ihre Einzelheiten, so entfährt der Brust unwillkürlich ein Schrei der Entrüstung. Die Mutter packt eines schönen Morgens die kleinen Siebensachen ihres Kindes zusammen und setzt es zu sich in den Wagen, der Vater gibt kaltblütig seinen Segen dazu. Man kommt ins Kloster. Das Kind wird irgend einer bekannten Nonne übergeben; das arme kleine Wesen schaudert instinctartig bei dem Anblick der schwarzen Gestalt; es klammert sich furchtsam an die Mutter und weint still und fleht: ich möchte zurück zu meinen Geschwistern! Die Kleine wird sich schon gewöhnen, meint die Nonne. Gewiß, erwidert Mama und setzt sich in den Wagen. Und der Wagen rollt fort, der Schutz, den das arme Kind von jetzt an von seiner Mutter zu erwarten hat, ist so viel werth, wie die Staubwolke, die der Wind da unten verweht. Nun beginnt eine harte Zeit. An Aeußerungen zärtlicher Liebe war das Mädchen im elterlichen Hause vielleicht nicht gewöhnt, aber doch an einen gewissen Grad von Bequemlichkeit — an Dienstboten hatte es ja nicht gefehlt. Jetzt wird die Kleine als Laienschwester selbst

zur niedrigsten Magd; nothdürftig bekleidet muß sie im strengsten Winter hinaus, um Holz und Wasser zu holen; die ekelhaftesten Reinigungsoperationen sind ihr Geschäft — sie soll christliche Demuth lernen. Und sie lernt in der That auf diese Weise christliche Demuth, bis sie zur Jungfrau heranwächst — aber was in ihrem Innern vorgeht, das ist gewiß nicht christlich. Fangen erst die Gedanken an klar zu werden, lernt sie erst ihre Lage beurtheilen, so sammelt sich ein Gift in ihrem Herzen, das fortgährt in ihr bis an das Grab. Sie flucht den Eltern, die ihr das Leben gegeben; nichts ist ihr heilig; denn das Heiligste hat sie betrogen — die Mutterliebe. Hinaus aus dem Kloster kann sie nicht mehr — das ganze Streben geht also darauf hin, den Stand der Laienschwester loszuwerden und den Schleier zu erhalten, um selbst die Herrin zu spielen statt zu gehorchen. Sie wird eingekleidet. Vater und Mutter wohnen gerührt der heiligen Handlung bei, kaufen ihr einen Bauplatz, lassen die sogenannte Zelle, ein Häuschen von 3—4 Zimmern bauen und einrichten, und setzen der jungen Nonne einen Jahrgehalt aus. Nun beginnt ein neues Leben. Sie geräth in den Kreis anderer Nonnen, die ebensowenig Vocation haben als sie selbst, und ein zügelloses Rennen und Treiben nach Entschädigung für das überstandene Elend vertritt die Stelle der Kasteiungen und Gebete.

Man darf den Blick nicht mit Abscheu von diesem Bilde wenden, wie es so mancher thut; die geheimen Greuel, die unter dem Deckmantel der profanirten Religion verübt, die Orgien entfesselter Sinnlichkeit, die hier gefeiert werden, sind freilich ekelregend, aber die Eltern tragen mehr die Schuld als die Sünderinnen selbst. So leben diese Nonnen das weltlichste, wüthteste Leben, bis das Alter ihr Blut zu ruhigerem Kreislauf zwingt. Dann tritt die Leere des Herzens ein, jene unendliche Leere, die auch eine rohere Natur bei dem Rückblick auf ein nichtswürdig verträdeltes Leben fühlen muß. Alles, was das Alter beglückt, fehlt ihnen; keine Familie erheitert den Abend ihres Lebens, der Trost der Religion reicht nicht aus, wenn man seit früher Jugend auch nur gezwungen die äußeren Gebräuche mitgemacht hat. Grämlich wankt die Greisin am Stabe umher, sieht mit Neid und Mißgunst auf die Jugend, die noch mit Lust und Eifer sündigen kann, und stirbt endlich unbetrauert und unbeweint!

Da ist nun am Ende wenig übrig geblieben von dem fröhlichen Leben, das dem fremden Gaste in den Frauenklöstern entgegentritt. Wir haben uns von dem Gegenstand nicht trennen können und ihn vielleicht etwas zu weitläufig ausgesponnen; er gehört aber zu denjenigen, die grade zur Zeit der Reorganisation der Fürstenthümer allgemein bekannt werden müssen. Möchten diese Blätter Leuten in die Hände fallen, die ein Wort mitzusprechen haben!

Die rumänische Geistlichkeit hat in den letzten 15—20 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Von der früheren traditionellen Rohheit und Unwissenheit findet man nur unter den Dorspopen noch zahlreiche Beispiele —

bei aller nicht zu verkennender Anstrengung von oben ist es natürlich nicht möglich gewesen, Subjecte in hinreichender Anzahl heranzubilden, um alle Dorfgemeinden zu versorgen.

Der Geistliche auf dem Lande weiß also im Allgemeinen bis jetzt noch blutwenig von der Gottesgelahrtheit. Er lebt nicht besser als der wohlhabende Bayer; seine pecuniäre Stellung erlaubt ihm nicht, sich auf einem andern Fuß einzurichten. Der Gutsherr ist verpflichtet, ihm an Ackerfeld, Heuwiese und Viehweide 25—30 preussische Morgen anzuweisen; diese bearbeitet er mit seiner Familie so gut er kann, und läßt sich hier und da von den Bauern dabei helfen. Bei der Stufe, auf welcher der Ackerbau in der Moldau, trotz der in den letzten Jahren hier und da eingeführten Verbesserungen noch steht, trägt ihm sein Feld nicht viel; was ihm Kindtaufen, Hochzeiten und Beerdigungen einbringen, ist auch nicht sehr hoch anzuschlagen; er benützt also nebenbei alle Erwerbsquellen, die dem Landmann offen stehn, führt in geistlicher Tracht sein Stück Vieh an einem Strick auf den Wochenmarkt, verdingt seinen Ochsenkarren zu Getreidetransporten nach Galaz oder an die östreichische Grenze, und geht dann auch wol selbst neben seinem Gespann her. Daß er bei solchen Gelegenheiten es nicht verschmäht; mit den Bauern im Wirthshaus einen Schnaps zu trinken, versteht sich von selbst, und das thut auch seiner Würde durchaus keinen Abbruch: die Mittrinkenden sind es nicht anders gewohnt, nennen ihren Geistlichen Parenti, Vater, und küssen ihm die Hand, indem sie um seinen Segen bitten.

Ein schroffer Abstand unterscheidet diese Dorspopen von der höheren Geistlichkeit. Hier findet man nur unter den Graubärten noch ausnahmsweise unwissende Leute die, jüngere Generation hat schon in den Seminarien des Landes ihre Studien gemacht und manchen ausgezeichneten Kopf aufzuweisen. Der Beobachter fühlt bei diesen doch durchgehends der einfacheren Classe der Gesellschaft angehörenden Leuten, was der Rumäne einmal zu werden verspricht, wenn seine Civilisation aus der Halbheit wird herausgetreten sein: seine angeborene Gutherzigkeit, die Lebenslust, die in ihm sprudelt, das Kindliche, was jedem primitiven Menschen anklebt, alles das nimmt bei dem gebildeten Geistlichen einen höchst anziehenden Charakter an.

Nur eins möchten wir der Geistlichkeit zum Vorwurf machen, wobei nur die Frage zu beantworten bleibt, ob es nicht in der ganzen Welt ebenso ist, und ob nicht in der Moldau die Ausnahmen von der Regel ebenso zahlreich sind, als anderswo. Die Herren sprechen gern von Geld und sehen das allmälige Emporkommen auf den Stufen der Hierarchie wie ein einträgliches Geschäft an. Aber auch da kommt das Beispiel immer von oben. Die Moldau zerfällt in drei Bisthümer, die den in Jassy residirenden Metropolitens als Haupt der Kirche anerkennen. Bischof oder gar Metropolit zu werden, ist also das

eifrigste Streben eines jeden, der sich dem geistlichen Stande weihet, und er sammelt schon bei Zeiten; die Wahl zu einem solchen Posten kostet Geld, ist aber auch etwas werth, denn jeder derselben trägt 15—20,000 Thaler jährlich ein.

Was auch noch dazu beiträgt, die Gespräche über Geldgeschäfte unter den geistlichen Herren so häufig zu machen, ist der Reichthum, den die Klöster und einzelne Kirchen besitzen. Wir haben schon in diesen Blättern erwähnt, daß von den moldauischen Landgütern ungefähr 300 einheimischen und griechischen Klöstern gehören. Das Ministerium der kirchlichen Angelegenheiten hat freilich den heiligen Stätten die Verwaltung ihres Vermögens erleichtert, indem es selbst die Güter licitando in Pacht gibt und einem jeden Kloster eine bestimmte Summe zum Unterhalt verabsolgt; aber außer dieser Summe bleiben immer noch ein paar Güter zur Verfügung des Abts, und das gibt Anlaß zu immerwährenden Geldgeschäften, die oft recht unerquicklich sind.

Das berühmteste von den moldauischen Klöstern, Niamzu, stand bis zu den letzten Kriegsbegebenheiten unter besonderem russischen Schutz, und durfte frei schalten mit seinem Hab und Gut, das eine jährliche Einnahme von circa 180,000 Thalern trägt. Seitdem sind seine Freiheiten etwas beschränkt worden, aber noch immer ist das von 1200 Mönchen bewohnte Niamzu großartig. Auf das gastfreieste wird ein jeder Fremde aufgenommen, und findet Wohnung und gute Kost, so lange es ihm beliebt zu bleiben, ohne daß man ihm dafür einen Heller abverlangte. Die Luft in dem wunderbar in den Karpathen gelegenen Kloster ist so gesund, daß, namentlich zur Zeit der Cholera, oft viele Familien zugleich dort ein Asyl suchten; die Mönche überließen den Gästen ihre Zellen und zogen enger zusammen, niemand durfte abgewiesen werden. Es ist aber auch schwer zu berechnen, was an Vorräthen in den Klöstern jährlich aufgeht; wenn die Schiffe mit Colonialwaaren nach Galatz kommen, so sieht man ganze Züge schwer beladener sechsspänniger Ochsenkarren in Begleitung eines Geistlichen landeinwärts ziehn; ähnliche Züge bringen im Herbst die Weinernte in die geräumigen Klosterkeller. Wir können uns eines Herbstes erinnern, wo die Weinberge des Klosters Niamzu 17,000 Eimer (der moldauische Eimer enthält 20 Champagnerflaschen) geliefert hatten, und es ist nicht darüber geklagt worden, daß etwas übrig geblieben sei. Einen guten Theil werden wahrscheinlich die Mönche selbst ausgetrunken haben, was ihnen durchaus nicht zu verdenken ist, da sie Jahr aus Jahr ein auf Fastenspeisen angewiesen sind. Die herrlichen Wälder im Hochgebirge, wo die Klöster Slatina, Nischka, Niamzu und Seku liegen, werden auch oft zu Jagden benutzt, wobei dann die geistlichen Herren gutmüthig zusehen, wie weltlich es in den heiligen Mauern hergeht.

Da wir von Mauern sprechen, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß

die Mönchklöster fast alle einen verschließbaren Klosterhof haben. Aber unzählige Hinterthüren führen ins Freie, und überdies liegen auch außerhalb der Mauern viele kleine Häuschen, die von Mönchen bewohnt werden. Ob daher das Gelübde der Keuschheit mit größerer Gewissenhaftigkeit als in den Nonnenklöstern beobachtet wird, wollen wir nicht näher untersuchen; die Weltgeistlichen der griechischen Kirche dürfen bekanntlich heirathen, und ihrer Moralität ist in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen.

In diesen wenigen Zeilen liegt das Bezeichnendste der rumänischen Geisteslichkeit, wir glauben nicht, daß man ihr mit einer schärferen Kritik entgegen treten darf. Die Religion steht in hohem Ansehn im Lande, also auch die Diener derselben, aber in die Familien schleichen sie sich nicht störend ein. Heiligenbilder, denen man wunderthätige Kraft zuschreibt, existiren freilich, aber man begnügt sich, sein Gebet bei denselben zu verrichten und die Nichterfüllung des Erbetenen seinen eigenen Sünden zur Last zu legen. Weinende Madonnen und Christusköpfe, denen man jährlich das Haar zum Verkauf an die Gläubigen scheidet, sind uns nicht vorgekommen.

Literatur.

Kleine Schriften von Adolf Müller. Die Schlacht bei Prag. Worte an Stahl und gegen Stahl. Hengstenberg und die evangelische Kirchenzeitung. Berlin, Gebauer. — Diese kleinen Broschüren, von denen die gegen Hengstenberg bereits in dritter Auflage erscheint, machen einen durchweg erfreulichen Eindruck. Der Verfasser vereinigt eine ernste religiöse Gesinnung mit einem sehr klaren, gesunden Menschenverstand. Sehr glücklich hat er namentlich das Wesen Stahls charakterisirt, jene Art des Glaubens, der aus der Reflexion geboren das Gemüth nicht erwärmt. Er zeigt, daß in seinen Schriften, so plausibel alles aussieht, nichts zu finden ist, als ein künstliches Nachwerk, daß, wer nicht von vornherein mit ihm übereinstimmt, wol seine Schlagfertigkeit und Gewandtheit bewundert, aber in keiner Weise überzeugt wird. Sehr fein ist folgende Deduction. Stahl als Vertreter des Wortglaubens spricht sich sehr geringschätzig über den Glauben aus, dessen dogmatischer Inhalt nicht mit dem seinigen übereinstimmt. Müller antwortet darauf: „In einer gewissen Zeit, in einem bestimmten Staate, unter diesen gegebenen Verhältnissen ist der Inhalt des Glaubens ein gegebener und die Abweichungen von diesem gegebenen Glaubensinhalte können bei den einzelnen Gläubigen nicht groß sein. Welcher Gläubige könnte sich heute für altägyptische oder altperussische Gottesverehrung oder auch nur für den Glaubensinhalt gewisser christlicher Sekten erklären, die im Mittelalter und durch dasselbe ihre Entstehung und Begründung fanden? Was man glaubt, ist unter gegebenen Umständen davon abhängig, daß man glaubt. Wie die Werke erst ihren Werth erhalten durch den Glauben, aus dem sie hervorgehen, so erhält auch der Glaubensinhalt erst durch